

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 18 (1950)
Heft: 3

Artikel: Treibjagd in Ruinen
Autor: Mostar, Gerhart Herrmann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-567849>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mordgedanken, die mich vorher beschlichen hatten. Ausgehungert, doch an Erfahrung reich, kehrte ich nach anderthalb Jahren in die Schweiz zurück, um mich wieder hier niederzulassen. Doch mein Leben ist unruhig, unstet, wie ein gehetztes Wild bin ich geworden, hart gegen die Menschen, hart gegen mich selbst, dem Alter nach 24 Jahre, im Charakter vielleicht sechzig. Keine Minute kann ich still bleiben; ich haste durch das Leben, ohne die Leute anzusehen und ohne mich um andere zu kümmern. Und warum das alles? Ich suche einen Freund, einen Freund, der gleich wäre wie der meine, ein Ideal, das ich wahrscheinlich nie erreichen werde.

Wenn der Wind um die Häuser pfeift und der Regen an die Scheiben klatscht, gehe ich hinaus, lasse mir den Wind um die Ohren sausen und mich vom Regen bis auf die Haut durchnässen. Der Regen vermengt sich im Dunkeln mit den Tränen, die mir die Backen hinunterrollen, ohne Anfang und ohne Ende. Dann komme ich nach Mitternacht nach Hause, naß wie ein Pudel, seelisch zerschlagen. Doch ich darf das niemandem zeigen, niemandem. Ich habe Karriere gemacht; man beneidet mich. Oh, die armen Tröpfe, wenn sie nur wüßten! Aber niemand weiß etwas, ahnt etwas, nicht einmal meine Mutter. Meine Last trage ich allein, und manchmal glaube ich, daß es so nicht weiter geht. —

Meine Eltern sind seit zwei Jahren geschieden. Es ist besser so. Nun bin ich bei meiner Mutter und werde für sie sorgen, so lange es in meiner Macht steht. Du sollst ans Heiraten denken, sagt sie immer, doch ich denke eben nicht daran...

Ich weiß nicht, wieso ich dies alles niederschreibe; ich schäme mich jetzt fast und frage mich, ob ich den Brief nicht zerreißen soll und ins Feuer werfen.

Du hast mir mit Deinen Heften mein Herz geöffnet, was noch niemand konnte. Hab Dank dafür, und wenn Du lachen solltest, dann verarge ich es Dir nicht. Du hast mir eine große Last vom Herzen genommen. Hab Dank und Gott soll es Dir lohnen. —

Wilhelm.

Treibjagd in Ruinen

Von Gerhart Herrmann Mostar

Man ist Friseurgehilfe in einem ganz winzigen Flecken, und man lebt dort der Landkarte und dem Fahrplan nach nur einige zwanzig Kilometer, der Wirklichkeit nach aber viele Meilen von der großen Stadt entfernt. Denn Friseure sind Leute, die es lieben, daß etwas los ist; sie müssen Tag für Tag mit der Kundschaft über die unmöglichsten Dinge reden, und sie möchten doch ein bißchen davon auch einmal erleben; aber in dem Landfleck ist nicht das geringste los, und Erlebnisse sind dort auch für den teuersten Preis nicht zu haben. So nimmt man denn zum Wochenende den Wochenlohn und fährt in die große Stadt.

Man hat dies und jenes genossen, ein Viertel Wein, ein paar bunte Schau-
fenster, vielleicht eine bescheidene Bar; aber man ist doch fremd und ein-

sam geblieben und viel zu früh zum Bahnhof zurück. Da, wie man wieder einmal vor einem Schaufenster stehenbleibt, und sich eine Zigarette anzünden will, tritt ein Mann hinzu, der sieht ganz nett aus wie man selber, und bietet liebenswürdig Feuer an; wenn man's recht besieht, tut er das nicht nur liebenswürdig, sondern geradezu galant. Man kommt ins Gespräch, man kommt ins Spaziergehen, man hat ja noch so viel unausgefüllte Zeit bis zum nächsten Zuge; der Spaziergang wie das Gespräch führen bald in immer dunklere Bezirke; und schließlich bemerkt man, daß der neue Freund nicht nur Feuer anbietet, sondern sich selbst.

Man erschrickt, erschrickt furchtbar. Vielleicht nur deshalb, weil man sich verkannt fühlt, weil man nie so einer war, und weil das Verbotene und Unerlebte, von dem man bisher nur gelegentlich hörte oder las, heute, im be rauschenden Milieu der großen Stadt, in der Verzauberung durch ihre hellen Straßen und ihre dunklen Seitengassen, dennoch so seltsam verlockt. Vielleicht aber auch deshalb, weil man sich im Gegenteil erkannt fühlt: um Gotteswillen, sah der es einem schon an? Jedenfalls ist das tiefe Erschrecken da; aber das freundliche Geplauder und die frühe, großstädtisch-zynische Sicherheit des Gleichaltrigen schläfern es bald ein; und da ist man auch schon unter lauter Ruinen und in einem der Keller; und als der andere plötzlich den Mantelkragen umkehrt, auf eine Marke weist, deren Inschrift man im Dunkeln nicht erkennen kann, und schnarrt: „Polizei!“ — da ist es zu spät.

Um Himmelswillen: mas soll nun werden? Man weiß, daß das strafbar ist, daß es dafür einen eigenen Paragraphen gibt: „Sie kriegen mindestens neun Monate!“ sagt der andere. Und der kleine Ort, und das brave Elternpaar, und die schöne Stellung, und die Meisterprüfung, und das ganze Leben — alles vorbei, wenn er's anzeigt. Erst versteht man's kaum, was der nun sagt; aber dann begreift man endlich, was seine Worte bedeuten: Anzeige — oder Geld und Uhr! Natürlich Geld und Uhr! Nur: die Uhr ist dem nicht wertvoll genug, und der Rest vom Geld, wenig über zwanzig Mark, ist ihm zu wenig. Fünfzig müssen es mindestens noch sein, sagte er. In zwei Stunden am Bahnhof abzuliefern, und zur Sicherheit läßt er sich die Kennkarte aushändigen. Dann geht er.

Man hat eine Tante in der großen Stadt, bei ihr muß man sich's ausleihen, unter irgend einem Vorwand. Aber die Tante ist nicht zu Hause. Was nun? Einfach wegfahren, heimfahren? Aber der andere hat die Kennkarte. Zwar hat man vielleicht gehört, daß die Staatsanwaltschaft im allgemeinen keinen Strafantrag gegen den stellt, der bei ihr Schutz sucht gegen einen Erpresser. Aber was nützt das? Zum Prozeß kommt es ja doch, man wird als Zeuge vernommen werden, es wird aufkommen, daß man so einer ist, über den noch die Mildesten anzügliche Witze machen und von dem sich die Strengerer mit Widerwillen abwenden. Man ist wehrlos. Man muß zum Treffpunkt gehen, muß gestehen, daß man noch kein Geld hat, muß Aufschub erbitten. „Kommen Sie mit in die Gastwirtschaft dort“, sagt der Spitzel — oder was er nun ist. „Dort wartet mein Kollege, mit dem werden wir's besprechen.“ Der „Kollege“ ist da, sehr jung, kaum über zwanzig Jahre, und sehr streng, sehr grob. „In einer Stunde das Geld“, sagt er, „oder —!“ Sie werden hier auf ihn warten. Sie zahlen ihm sogar das Bier, das er trank, und die zwanzig Pfennig, die er für die Trambahn braucht. Denn er selbst hat ja nichts mehr.

Er geht — aber zur Polizei. Denn er hat begriffen, daß diese Erpresserei kein Ende haben wird, wenn er erst einmal gezahlt hat. „Man wird Sie vor

Gericht sehr schonend behandeln“, tröstet ihn die Polizei. „Sie brauchen nichts auszusagen, was Sie belasten könnte. Hauptsache, wir kriegen die Erpresser!“

Sie haben sie gekriegt — und nun sitzt er im Zeugenzimmer, gemeinsam mit einem anderen, dem es ähnlich, nein, dem es noch schlimmer erging als ihm. Den haben sie nämlich verfolgt, diese selben beiden, als auch er von einem Unbekannten angesprochen und in eine Ruine geführt wurde. Da tauchten sie dann auf, und während der Unbekannte entfloh, schlugen sie das Opfer so lange zusammen, bis es seine Uhr und sein Geld, sieben Mark, herausrückte. Für die Uhr haben sie am Bahnhof zwanzig Mark und zwei Päckchen Zigaretten eingehandelt. Und nun soll auch dieses Opfer als Zeuge vernommen werden und hat die gleiche Angst um die Stellung, vor den Eltern, um das Leben, vor der Aechtung. Beide warten bleich, aber doch jenes polizeilichen Trostes voll: man wird sie schonend behandeln.

Drinne im Verhandlungssaal des Schwurgerichtes werden währenddessen die Angeklagten vernommen. Beide sind jung, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, beide sind Flüchtlinge aus dem russisch besetzten Osten, beide kamen mit sechzehn Jahren in den Arbeitsdienst, mit siebzehn Jahren zur Wehrmacht, mit achtzehn Jahren in Gefangenschaft, mit einundzwanzig Jahren wieder in die Freiheit — beide haben ihre Eltern seither nie wieder gesehen. Beide suchten nach ihren Angehörigen und nach Arbeit — das erste mit gar keinem, das zweite mit wechselndem Erfolg. Beide haben viele, aber nicht eben bedeutende Vorstrafen, acht Wochen waren das höchste, und die Reihenfolge der Strafen ist bei beiden gleich: am Anfang unberechtigter Aufenthalt in einem Sperrgebiet oder unerlaubter Wechsel des Arbeitsplatzes, dann Landstreicherei, dann Diebstahl von ein paar Kilo Trauben oder einem Zentner Kohlen, dann Schwarzhandel, Schwarzhandel, Schwarzhandel. Beide verbringen ihre Nächte beim Roten Kreuz und ihre Tage im Wartesaal oder in Kaschemmen und beide gehören trotz solch schwankenden und wankenden Lebens einer fest umrissenen, zahlenmäßig keinesfalls kleinen Schicht mit einem bestimmten Kodex von Gewohnheiten und Gegebenheiten an: sie haben Bräute, die des jüngeren hat bereits ein Kind von ihm, sie haben Freunde, die gemeinsam mit jenen und ihren eigenen Bräuten den Zuhörerraum füllen, und aus deren Reihen sich die ebenfalls anwesende Kriminalpolizei noch in der Verhandlungspause einen herausfischt und mitnimmt: so rächt sich kameradschaftliche Anteilnahme! Und beide sind schmal, dünn und blaß und doch Räuber geworden, Straßenräuber, und vor allem Erpresser — gemeine Erpresser, die nach den Begriffen des Volkes tief unter dem Nur-Räuber stehen und weniger wert sind als Ratten — weshalb sie denn die Hitlersche Neufassung des alten Erpressungsparagraphen, der nur ein Vergehen der Erpressung mit einer Mindeststrafe von einem Monat Gefängnis vorsah, unter Berufung auf das gesunde Volksempfinden als Sühne für ein Verbrechen der Erpressung mit Zuchthausstrafe bedroht.

Und wie man sie so stehen und sich verantworten sieht, geschickt oder stotternd, kalt oder weinend, voll Mitleid nur mit sich selbst und ohne Einsicht und Reue — da begreift man, warum ihnen der Schritt zum Erpresser, der uns so unverzeihlich dünkt, so leicht fiel. Sie sind zu den Wölfen in der Herde unserer Gesellschaft geworden; aber sie sind junge, ungeübte und schwache Wölfe. Sie wagen nicht, den stärkeren anzugreifen; sie suchen den noch Schwächeren, sie spüren ihn auf. Wo sie stehen, wo sie betrügen,

(Fortsetzung Seite 23)

wo der Diebstahl oder der Betrug angezeigt werden kann, da werden sie erwischt: wer im Roten Kreuz schlafen muß, der schläft unter den Augen der Polizei. Die aber, die jener Paragraph bedroht, der eine Veranlagung bestraft: die können nicht anzeigen. Die sind die noch Schwächeren. Die sind die Opfer, die sich des wölfischen Angriffs nicht einmal dann zu erwehren wagen dürfen, wenn sie die physisch Stärkeren sind — was sie überdies fast nie sind. Immer schon gab es Einzelangriffe von Erpressern auf sie: jetzt aber ist eine Treibjagd daraus geworden, eine Treibjagd mit vielen Jägern. Man könnte aus diesem Zuschauerraum, den die Jeunesse de la gare, die Jeunesse déflorée füllt, zwei beliebige Jünglinge herausgreifen und auf den Platz der Angeklagten setzen; man würde sie kaum unterscheiden können, und die einen wären kaum schuldloser als die anderen. Tag für Tag, Nacht für Nacht finden in allen deutschen Städten Dutzende solcher Jagden statt, und kaum eine kommt zu den Ohren der Polizei: das umstellte Freiwild gibt nicht Laut — es könnte sich verraten! Und sein geflüsterter Widerspruch („Lassen Sie mir doch wenigstens die Uhr“, bettelte das eine Opfer, „sie ist eine Erinnerung aus der Gefangenschaft!“) — dieser Widerspruch, der keiner ist, verhallt ungehört in den idealen Jagdgründen unserer Ruinen.

Und nun sitzt man, der man jetzt im Friseurgeschäft des kleinen Landfleckens die morgendlichen Kunden bedienen sollte, seit Stunden im Zeugenzimmer — und wird endlich aufgerufen. Sehr unsicher, fast wankend, tritt man ein, vom kaum zurückgehaltenen Gelächter des Zuhörerraums empfangen — aber nur Mut: man wird ja schonend behandelt werden!

Und richtig wird man vom Vorsitzenden, wenn auch reichlich spät, darauf aufmerksam gemacht, daß man über Dinge, derentwegen man sich selbst strafbar gemacht haben könnte, nicht auszusagen brauche; „das“, sagt der Vorsitzende, „interessiert uns hier nicht.“ Wenn freilich am Ende der Verhandlung der Vorsitzende das Urteil des Schwurgerichts verkündet, das diesmal von der beantragten Zuchthausstrafe absieht und dafür höhere Gefängnisstrafen verhängt, so verhilft das vielleicht, aber nur sehr vielleicht, den Erpressern dazu, noch rechtzeitig in ein besseres Leben zurückzufinden. Aber den Friseurgehilfen und alle seinesgleichen überantwortet es ihren mitleidlosen Jägern, und dem Paragraphen, um den es für die Zeugen ging, und damit dem Recht im tieferen Sinne hilft es nicht.

Denn es geht uns um die Beendigung der täglichen Treibjagd in unseren Ruinen.

*

Wir entnehmen diese Reportage der „Stuttgarter Zeitung“ vom 13. II. 50. Sie legt die heutige unhaltbare Situation in Deutschland bloß und sie ehrt den Schriftsteller und die Redaktion gleichermaßen. R.